

# STARTWOCHEENZEITUNG

Startwoche 2019

Eine Beilage der Landeszeitung

Mittwoch, 9. Oktober 2019

## Die Liegen der Anderen

Wenn Stephan Orth reist, schläft er auf fremden Sofas. Durch seine Couchsurfing-Bücher wurde er bekannt. Erst bereiste er den Iran und Russland. Für sein neuestes Werk war er in China.

»Seite 31



KUNSTPROJEKT

## Schau besser hin

Anders als sein Titel vermuten ließe, will das Kunstprojekt „Looking Back“ nach vorn blicken: auf einen Kontinent mit vielen Kulturen, Sprachen und Klimazonen. Wir sollten unser Bild von Afrika neu denken.

»Seite 32

Foto: Ilsemargret Luttmann

## EDITORIAL



Von Fritz Lüders

## Jetzt wird ausgeteilt

Soziale Medien sind inzwischen fest in unserem Leben verankert – somit auch das Teilen. Passend zum Thema der Startwoche: „Sharing in a Globalized World“.

Den ganzen Tag, die ganze Woche sind wir online unterwegs. So begleiten uns die Sozialen Medien inzwischen unser ganzes Leben lang – und unseren Tod. Digitale Spuren sind kaum zu verwischen.

Das Internet bietet neue Formen zu trauern. Man könnte sagen, dass wir heute bis in den Tod teilen. Manchen geht das einen Schritt zu weit. Es ist also Zeit, sich Gedanken zu machen, ob uns die Besessenheit vom Teilen in den Sozialen Medien nun positiv oder negativ beeinflusst.

Meine Kommilitonin Inga Mewes und ich haben diskutiert – und kamen zu komplett unterschiedlichen Erkenntnissen.

Inga sagt, online zu „sharen“ sei eine Chance für uns. Ich meine, dass es nichts mit dem eigentlichen Wortsinn gemein hat und zu Egozentrik führt. Je seltener wir Soziale Medien nutzen, desto besser. Schließen Sie sich gern einer Meinung an. **Seite 3.**

# Zuhause kaufen, weltweit helfen

Wasser für Wasser, Hygiene für Seife – nie war soziales Engagement so einfach: Mit jedem Kauf geht eine Spende an einen Menschen in Not. Ist das die Zukunft des Konsums?

VON LISA-MARIE PEEMÖLLER

Das Start-Up „Share“ verfolgt eine große Vision: Soziale Projekte realisieren durch den Verkauf von Müsliriegeln, Wasser oder Seife. Für einen verkauften Riegel etwa wird einem Menschen in Not eine Portion Essen gespendet. Die drei Produkte symbolisieren Grundbedürfnisse eines jeden Menschen – Essen, Trinken und Hygiene.

Mehr als 5000 Filialen der Ketten dm und Rewe bieten die Produkte schon an. Schauspieler wie Karoline Herfurth und Kostja Ullmann werben dafür: „Weil das Prinzip dahinter so super einfach ist“, sagt Ullmann. „Für mich hat das Start-Up ein riesiges Potenzial, etwas zu bewegen.“ Share-Gründer Sebastian Stricker sagt: „Kunden wollen Marken unterstützen, die gesellschaftliche Verantwortung übernehmen.“

### Ein ganz neues Geschäftsmodell

Nun ist soziales Engagement bei Marken kein ganz neues Konzept. Auch Viva con Agua ist so bekannt geworden: Benjamin Adrion, ein ehemaliger Fußballspieler des FC St. Pauli, gründete 2005 das Projekt, das mit Spendenerlösen aus Konzerten, Sport- und Kulturevents welt-

weit Trinkwasserprojekte fördert. Inzwischen verkauft Viva con Agua auch abgefülltes Wasser – eine „rein soziale“ Marke ist das Unternehmen allerdings nicht: Es verkauft Lizenzen an seine Partner, die unter dem Namen der Marke ihr Wasser verkaufen. Der Gewinn, der im Anschluss übrig bleibt, fließt in die Projekte der Welthungerhilfe.

„Das Geschäftsmodell der Marke „Share“, einer sozialen Konsumgütermarke, ist ganz neu“, sagt Ingo Markgraf, Professor für Markenkommunikation und Werbung an der Kölner Hochschule Macromedia. Share verzichtet nach eigenen Angaben auf den Großteil des Ge-

winns. Das meiste Geld fließt in die Hilfsprojekte.

### Zusammenarbeit mit der Welthungerhilfe

Die Marke arbeitet eng zusammen mit der Welthungerhilfe, „Aktion gegen den Hunger“ oder der Tafel Deutschland. „Es geht dabei nicht mehr um klassische Gewinnmaximierung eines Unternehmens, sondern darum, soziale Verantwortung zu übernehmen“, so Markgraf.

820 Millionen Menschen weltweit haben laut UN nicht genug zu essen. Mit einem Tracking-Code auf Share-Verpackungen kann der Kunde auf dem Handy nachverfolgen, wo er

gerade hilft. Mit dieser Transparenz will das Unternehmen seine Kunden überzeugen. „Das ist der Unterschied zu großen Spendenaktionen und Charity-Organisationen“, so Markgraf. „Dass man unmittelbar weiß, dass jetzt gerade etwas passiert ist. Das kommt an.“ Noch ist die Konkurrenz klein in diesem Segment, die Chance auf Kundenbindung groß.

Mit den Einnahmen aus dem Verkauf von mehr als fünf Millionen Wasserflaschen wurden bereits 41 Brunnen gebaut. Mehr als 25.000 Menschen in Liberia, Kambodscha und Äthiopien bekamen dadurch Zugang zu sauberem Trinkwasser. Nachhaltiges, soziales Handeln – Unternehmen müssen sich intensiver mit solchen Konzepten auseinandersetzen. „Momentan bildet sich ein neues Bewusstsein in der Gesellschaft und in der politischen Haltung“, so Markgraf. Der Druck für Unternehmen wächst.

Auch Heiko Grunenberg, Diplom-Soziologe und -Pädagoge von der Leuphana Universität, ist überzeugt: „Wir machen uns auf den Weg in eine neue Konsumkultur.“ Dadurch, dass die Spenden direkt mit dem Produkt verknüpft seien, werde aber eine ganz bestimmte Zielgruppe angesprochen.

„Rewe und dm könnten theoretisch auch pauschal jährlich 50 Millionen Euro für die gleichen Projekte spenden“, so Grunenberg. „Herauskommen würde dasselbe.“

### „Share“ erwirtschaftete schon im ersten Jahr Millionen

Das Konzept scheint aufzugehen: Schon im ersten Jahr erwirtschaftete „Share“ 7,5 Millionen Euro. Für 2019 rechnet das Unternehmen mit deutlich höheren Zahlen. Auch die Produktpalette wächst. Anfang 2019 brachte das Start-Up als erster Hersteller eine Wasserflasche aus 100 Prozent Altplastik auf den deutschen Markt. Mehr als 200 Tonnen Plastikmüll soll das jährlich einsparen. Inzwischen gibt es auch Duschgel, Handcreme, Bambus-Zahnbürsten und eine eigene Bekleidungsline.

Auch ins Reisesegment ist „Share“ schon vorgedrungen: Bei Eurowings-Flügen werden jetzt Share-Wasserflaschen aus recyceltem Plastik verkauft. Seit August 2019 bietet die Deutsche Bahn die „Share“-Nussriegel in den ICE-Bordbistros an. Wer einen Riegel kauft, finanziert einem Kleinkind oder einer schwangeren Frau im Senegal eine Mahlzeit. Werbeexperte Markgraf sagt: „Der nachhaltige, soziale Gedanke gefällt allen.“



„Share“ unterstützt unter anderem ein Seifen-Projekt in Indien, um die Hygiene zu erhöhen. Foto: Christoph Köstlin

PRO

# Posten kann die Welt verbessern

„Facebook-Sprech“ hat die Alltagssprache längst erreicht. Warum uns das Teilen in sozialen Netzwerken weiterbringt

VON INGA MEWES

Teilen im Internet heißt erst einmal: etwas mitteilen. Wo Einsen und Nullen Menschen miteinander verbinden, gibt es zunächst nichts Materielles, das sich teilen ließe; kein Eigentum und keinen Besitz, von dem man einen Teil abgeben könnte. Information ist die Währung.

Nicht selten ist diese eine egozentrische Selbstoffenbarung, in der Hoffnung auf Anerkennung. Doch in sozialen Medien wird Realität nicht nur diskutiert – es werden neue Realitäten geschaffen. Es werden Events beworben, Spenden gesammelt, soziale Initiativen gegründet, Proteste organisiert.

## Teilen in Netzwerken verändert Gesellschaft

So wie derzeit in Hongkong. Soziale Medien werden von Systemkritikern wie von chinesischer Seite zur Meinungsmache genutzt. Das Bild einer Protestlerin, die ein Auge verlor, trug maßgeblich zum Wachsen der Bewegung bei. Polizeigewalt bleibt nicht mehr ohne Folgen. Das kann Teilen auf sozialen Plattformen erreichen.

Wo das nicht geschehen kann, sieht es mitunter dunkel aus. Im Jemen etwa. Ein Staat auf der arabischen Halbinsel, dessen Bevölkerung seit Jahren unter Hungersnot und Bürgerkrieg leidet. Nur selten dürfen Journalisten in das Gebiet reisen, um zu berichten. Die Zensur im Internet verhindert, dass die Weltgemeinschaft auf die hungerleidende Bevölkerung aufmerksam wird.

## Teilen in Netzwerken deckt Missstände auf

Das Privileg, auf Missstände aufmerksam machen zu können, war einst wenigen vorbehalten. Denjenigen, deren Texte in Zeitungen gedruckt wurden. Noch vor wenigen Jahrzehnten gehörten dazu nur wenige Frauen,

kaum Menschen mit dunkler Hautfarbe, schon gar nicht Kinder. Greta Thunberg zeigt uns, dass die Stimme einer Jugendlichen in der Lage ist, Ozeane zu überqueren, in kleinste Dörfer vorzudringen und Metropolen zu fluten. Menschen in aller Welt haben sich im Namen von „Fridays for Future“ vereint, um gegen den Klimawandel zu demonstrieren. Zuletzt waren es vier Millionen weltweit, 1,4 Millionen allein in Deutschland.

## Teilen in Netzwerken verbindet Menschen

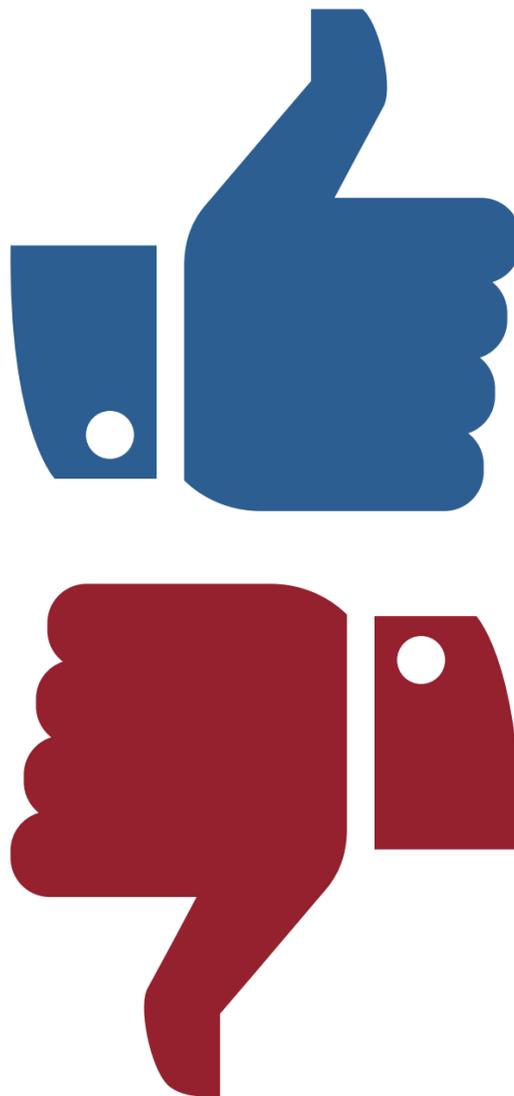
Im Gegensatz zu Privatnachrichten oder Kommentaren können geteilte Beiträge eine Vielzahl von Menschen erreichen. Auch wenn wir immer wieder infrage stellen müssen, inwiefern wir den Informationen trauen dürfen. „Fake News“ bestimmen oft den Diskurs, Hetze und Cybermobbing sind reale Probleme in der virtuellen Welt.

Fakt ist aber auch: Noch vor einigen Jahrzehnten brauchte man Regale, gefüllt mit Büchern, um sich eine Allgemeinbildung aufzubauen. Von Google-Suche bis Online-Studiengang – heute ist Information fast unbegrenzt verfügbar, nur ein paar Mausklicks entfernt. Das verbessert das Leben aller, die keinen Zugang zu formaler Bildung haben.

## Teilen in Netzwerken demokratisiert Information

Durch das Internet und die sozialen Medien können wir alle zum medialen Diskurs beitragen. Diese Errungenschaft sollten wir verteidigen. Das Mitteilen allein ist ein hohes Gut. Sich mitteilen zu können, kann sich in Krisen ähnlich wichtig anfühlen wie die Luft zum Atmen oder Wasser zum Trinken.

Die Immaterialität ist dabei nicht Mangel, sondern Stärke. Einsen und Nullen können eben: Ozeane überqueren, in kleinste Dörfer vordringen und Metropolen fluten.



CONTRA

# „Sharen“ ist nicht Teilen

Online sind wir versucht, unseren Alltag, unser Schicksal zu „sharen“, also zu „teilen“. Mit dem Wortsinn hat das nichts gemein

VON FRITZ LÜDERS

Ein englisches Sprichwort lautet: „Sharing is caring“. Teilen als Zeichen der Fürsorge. Teilen als Tugend unserer Gesellschaft. Mir scheint, als würde Teilen inzwischen missverstanden werden; als sei es kein Ausdruck des Miteinanders mehr, sondern vielmehr ein Symbol für Selbstverliebtheit und Egozentrik.

Sind wir in sozialen Medien unterwegs, in einem Netzwerk von Freunden und „Etwas-weniger-Freunden“, dann teilen wir. Die Spendenaktion von Seenotrettern, den Aufruf einer Nachbarschaftshilfe, einen Artikel über das Tierheim. Wir klicken einen Button und meinen, wir hätten etwas Gutes getan. Aber ist das so?

## Wir verlieren uns in Selbstverliebtheit

Wir zeigen den anderen, was uns interessiert, worauf wir stolz sind. Aber wir haben nichts geteilt im engeren Sinne. Nichts aufgegeben, um es anderen zu geben. Wir haben uns lediglich mitgeteilt, in Egozentrik und Selbstverliebtheit verloren.

So ähnlich die Wörter scheinen, der Unterschied in der Wortbedeutung ist groß. Die Synonyme von „mitteilen“ sind „ausrichten“ oder „anvertrauen“. Die Synonyme von „teilen“ jedoch „aufspalten“ oder „dividieren“. Fotos, Nachrichten oder Interessen lassen sich nicht aufspalten. Aber wir können sie anderen anvertrauen – wir können sie mitteilen.

Doch wieso behaupten wir, Fotos in den Sozialen Medien „teilen“ zu können?

Weil wir das Wort dort falsch verwenden. Fotos lassen sich nicht teilen.

## Halbherzige Zeichen der Verbundenheit

Im Duden steht, man könne selbst ein Schicksal teilen. Dabei ist nichts persönlicher, nichts in-

dividueller als das eigene Schicksal. Machen wir Erfahrungen, dann zwar nicht immer allein – aber wir nehmen sie nur mit unseren eigenen Gedanken und Sinnen wahr. Diese Gedanken lassen sich nicht aufspalten. Zwei Personen haben das gleiche Schicksal, aber sie teilen es nicht. Das gleiche Schicksal, nicht dasselbe.

Wenn Mark Twain sagt, wir sollten Freude teilen: Wir können Freude nicht teilen. Wir sollten Momente der Freude gemeinsam erleben und mehr miteinander reden. Ein Post in sozialen Medien reicht dafür nicht aus. Ebenso wenig Kommentare und Likes. Es sind halbherzige Zeichen der Verbundenheit – und führen zu einem Missverständnis.

Teilen ist Bestandteil unserer Gesellschaft, seit Jahrtausenden. Das Abgeben, das Spenden, das Selbstlose. Diese Tugenden sollten wir nicht verlieren.

## Echtes Teilen geht nur im echten Leben

In Zeiten, in denen die Gesellschaft immer weiter auseinanderdrückt, hilft es nicht, wenn wir uns nur mit uns selbst beschäftigen. Wir müssen unseren Horizont erweitern, dürfen uns nicht nur im Bereich der eigenen Likes bewegen. Im Leben haben nicht alle die gleichen Chancen – es ist menschlich, zu helfen, zu teilen. Wir können Kleidung abgeben, der „Tafel“ spenden oder dem sozialen Kaufhaus Möbel schenken. Eine Kleinigkeit kann viel bedeuten.

Als Kind fällt uns Teilen noch schwer. Erst mit der Zeit finden wir heraus: Teilen gibt uns meist auch etwas zurück. Lasst uns nicht glauben, wir würden teilen, wenn wir Fotos oder Videos in sozialen Netzwerken posten.

Lasst uns nicht das Teilen als Tugend unserer Gesellschaft vergessen, lasst uns nicht in einem egozentrischen Mitteilen versinken.

## Teilen bis in den Tod

Die Digitalisierung verändert unser Leben – und alles danach

VON LUKAS DAVID

Menschen gedenken der Verstorbenen seit jeher mit Schreinen und Hügelgräbern, Pyramiden oder Monumenten. Gedenken kann eine Rose im Meer sein oder ein Name an einem Baum. All diese Symbole haben eines gemeinsam: Sie sind analog.

Doch die Digitalisierung macht vor dem Tod nicht halt. Das Internet bietet viele Mög-

lichkeiten für ein „ewiges Weiterleben“ nach dem Tod.

## Posts und Chats statt Postkarten und Briefe

Das Leben vieler jüngerer Menschen ist heute wohldokumentiert und -kommentiert. Inzwischen gibt es sogar Eltern, die ihren Kindern noch im Mutterleib ein Instagram-Profil anlegen. So erging es etwa der im März geborenen Halston Blake Fisher, Tochter zweier US-Influencer, die bei ihrer Geburt etwas mehr als 115.000 Follower hatte.

Ein digitales Leben häuft enorme Datenmengen an – Chatterläufe, Posts und Urlaubsfotos über Jahrzehnte. All das sind perfekte Online-Artefakte, die unse-

re vorwiegend analoge Erinnerungskultur ergänzen können.

Facebook führte vor einigen Jahren die Option ein, einen Nachlasskontakt zu bestimmen – eine Vertrauensperson, die den Account im Fall des Ablebens einstellen kann, das Profil- und Titelbild ändern oder einen letzten fixierten Beitrag für das Profil verfassen kann. 2017 gab es bereits weit mehr als 30 Millionen solcher Facebook-Profile im „Gedenkzustand“.

## Von Zeit und Ort unabhängig

Auch Trauerseiten auf einem designierten Gedenkportal sind inzwischen üblich. Solche Seiten eröffnen einen Ort des Geden-

kens, unabhängig von Zeit und Raum. Menschen, die der Trauerfeier nicht beiwohnen konnten oder die länger brauchen, um sich zu verabschieden, können hier gemeinsam Erlebtes teilen oder Worte des Mitgefühls an die Familie richten.

Gedenkseiten.de oder strasse-derbesten.de etwa ermöglichen ein solches digitales Gedenken. Auf dem virtuellen Friedhof kann man, wie auf einem realen, auch als Unbeteiligter flanieren und digitale Grabsteine auf Hintergründen wie dem „Feld der Ewigkeit“ oder dem „Berg der Ruhe“ betrachten. Man kann kondolieren oder virtuelle Kerzen anzünden, ohne das Haus zu verlassen. Mitunter wird ange-

zeigt, wie oft eine Trauerstelle bereits „besucht“ wurde.

## Digitale Nachlassverwalter und Trauer-Games

Digitale Nachlassverwalter bieten den Service an, die digitalen Spuren Verstorbener zu ordnen, zu einer Trauerseite aufzubereiten oder löschen zu lassen.

Das alles ist schlicht eine Erweiterung unseres Gedenkens. Online-Bekanntschäften erweitern den Kreis der Trauernden; die Art zu trauern wird differenzierter. Ob das gut oder schlecht ist, muss jeder für sich wissen. Doch die Digitalisierung erweitert die Formen der Trauerbewältigung bis hin zu Blogs, Videos, Liedern – und Spielen.

So verarbeitete der britische Programmierer Dan Hett den Tod seines Bruders Martyn in Form eines Spiels namens „C ya laterrrr“ (etwa: „Bis später“) – benannt nach der letzten Nachricht, die sein Bruder ihm schrieb. Er starb 2017 durch einen Terroranschlag bei einem Konzert der Sängerin Ariana Grande in Manchester. Hett verarbeitete seine Erfahrungen, Reue, „Was-wäre-wenn-Fragen“.

Die vermutlich intensivste Form des Gedenkens wird wohl jene bleiben, in der uns die Toten in Gedanken besuchen – ausgelöst durch einen Gegenstand, eine Situation, oder einen Gedanken, der abschweift – ganz analog.



Wenn es mal keine Couch gibt, dann eben so: In Russland schlief Stephan Orth auf einem landestypischen Teppich.

Foto: Gulliver Theis

## Darf ich hier schlafen?

Weltweit schläft Stephan Orth bei fremden Menschen: Durch Couchsurfing lernt der Journalist ferne Länder kennen.

VON ANNA HOFFMANN

In einem zerbeulten Wok brutzelten die Überreste von Xiao Bai, neben Lauchzwiebeln und Tomaten in mundfertige Stücke zerkleinert. Als Stephan Orth ein paar Stunden zuvor von Couchsurfing-Gastgeber Charly an der Bushaltestelle abgeholt wurde und dieser ankündigte, seine Eltern hätten anlässlich seines Besuches extra den Hund geschlachtet, hielt Orth das noch für einen Scherz. Doch Charly meinte es ernst. Auf einem Holzhocker saß Orth da nun mit dem Rest der Familie um eine Feuerstelle, inmitten eines düsteren Raumes. Und er versuchte, so erzählt er es in seinem Buch, mit möglichst wenig Zungenkontakt die Fleischstücke in seinen Mund zu befördern.

### Der Blick hinter verschlossene Türen

Es kam bislang selten vor, dass sich Stephan Orth, Reisejournalist und Autor, auf einer Reise so weit weg gewünscht hatte wie an diesem Tag im Frühjahr 2018. Orth war für sein neuestes Buch in China unterwegs; drei Monate reiste er von Shenzhen im Süden bis Peking im Norden, von Dandong an der nordkoreanischen Grenze bis in die Zwangslager-Provinz Xinjiang im Westen. Übernachtet hat er dabei

nicht in Hotels oder Hostels. Sondern bei dutzenden jungen, gastfreundlichen Menschen, die ihr Zuhause mit Orth teilten. Und nebenbei versuchten, ihm China zu erklären.

Es war, mal wieder, der Blick hinter verschlossene Türen, der ihm Spannendes über ein Land verriet.

„Couchsurfing“, ein Netzwerk, in dem Mitglieder auf Reisen einen kostenlosen Schlafplatz finden und auch anbieten können, ist für Stephan Orth das geeignetste Mittel, um mit Einheimischen in Kontakt zu kommen. Orth ist so etwas wie der Prototyp eines Couchsurfers: Einen Pauschalurlaub hat er noch nie gemacht. Statt eines Rollkoffers besitzt er fünf Rucksäcke, vier Schlafsäcke und drei Zelte.

Was vor 15 Jahren als Hobbyanfang, ist heute Orths Beruf. „Couchsurfing in China“ ist sein drittes Buch, in dem er seine Reiseindrücke festhält. Orth ist damit sehr erfolgreich: Sein erstes Buch der Reihe, „Couchsurfing im Iran“, erreichte Platz vier der

Spiegel-Bestsellerliste. Seine Bücher wurden bislang in zehn Sprachen übersetzt.

Die Idee für die außergewöhnlichen Reiseerzählungen kam Orth bei einer privaten Reise in den Iran im Jahr 2013. „Ich war so angetan, wie viel Verbotenes im Privaten passierte, während man sich in der Öffentlichkeit den Regeln anpasst. Darüber musste ich schreiben“, sagt er heute.

### Seine Reisen sind nicht ganz legal

Stephan Orth, 1979 geboren in Münster, aufgewachsen in Wuppertal, begann bereits als Sechsjähriger zu schreiben. „10 Soldaten“ hieß sein erstes Buch, das sein Vater mit der Schreibmaschine abtippte und anschließend band. Nach dem Studium arbeitete er acht Jahre als Redakteur im Reiseressort von „Spiegel Online“. Im Jahr 2016 machte er sich als Autor selbständig.

Stephan Orth hat das Gastsein inzwischen perfektioniert. Orth passt sich an, um nieman-

„Dass man im Laufe seines Lebens irgendwo ankommen möchte, finde ich total absurd.“

Stephan Orth

dem auf die Nerven zu fallen, verlangt nichts, gibt aber viel. „Ich bringe immer ein Gastgeschenk mit, meist eine Schachtel Lübecker Marzipan“, sagt er. „Ich habe noch niemanden erlebt, dem das nicht geschmeckt hat.“ Und selbst wenn ein Hund aufgetischt wird, ablehnen kommt für ihn nicht infrage: „Die Leute meinen es ja gut mit mir.“

Seine Reisen sind streng genommen nicht ganz legal: Wer in China privat übernachtet, muss sich innerhalb von 24 Stunden bei der örtlichen Polizei melden. Noch mehr Vorgaben gibt es für Journalisten. Doch weil seine Recherche in dieser Form nicht möglich wäre, gibt sich Orth immer als Tourist aus. Fragt man ihn, ob er sich mutig findet, muss er überlegen. Dann sagt er, mutig sei jemand, der Kinder aufzieht und versucht, ihnen ein tolles Leben zu ermöglichen. „Ich habe eher die nötige Erfahrung, um Entscheidungen richtig zu treffen“, sagt er.

Im Iran hatte er beinahe zu viel riskiert. Auf einer Polizeiwache in der Nähe der Grenze zum Irak wurde er festgehalten und von zwei Beamten verhört. Sie wollten seine Kamera sehen. Darauf waren Bilder von Militäranlagen, Mädchen ohne Schleier und Alkoholpartys. „Ich hatte richtig Schiss“, sagt Orth.

Seine Angst war nicht unbegründet. Nur zwei Monate später wurde ein Reporter der „Washington Post“ verhaftet, er saß 18 Monate im Gefängnis. Ohne dass ihm jemand gesagt hatte, was sein Vergehen war.

Orth hatte Glück gehabt: Nach 200 Bildern von traditionellen Reitern aus dem Dorf waren die Polizisten so gelangweilt,

dass sie ihn gehen ließen.

Mit dem Erfolg seiner Bücher hat sich Orths Leben verändert. Gut die Hälfte des Jahres verbringt er in Deutschland, in einer Zweier-WG in Hamburg-Eimsbüttel. Zeit, um Reisende auch bei sich wohnen zu lassen, hat er inzwischen immer seltener. Wenn er nicht reist oder an seinen Büchern schreibt, ist er als „Deutschlands berühmtester Couchsurfer“ unterwegs. Mit seinem neuesten Buch reist er zurzeit quer durch Deutschland und Österreich.

### Konstanz ist nicht das Ziel

Stephan Orth ist jetzt 40. Nach einem Leben mit mehr Konstanz sehnt er sich noch nicht. „Das Konzept, dass man im Laufe seines Lebens irgendwo ankommen möchte, finde ich total absurd“, sagt er. „Wir bilden uns das ein, aber ich glaube, so funktioniert das Leben nicht. Es passiert doch immer wieder Unerwartetes.“ Und das sei doch gerade spannend.



Gute Nacht, Mao: Der Revolutionär wird bis heute in China wie ein Heiliger verehrt.

Foto: Stefen Chow



Trotz unübersehbarer Größenunterschiede begegnet Stephan Orth seinen Gastgebern auf Augenhöhe.

Foto: Privat

## UMFRAGE: WAS BEDEUTET FÜR DICH HEIMAT?



Thomas Pogge (66): „Ich habe eine Reihe von Orten, die für mich Heimat sind. Dort bekommt man ein familiäres Gefühl. Es kommen Gerüche, Geschmäcke und Sachen vor, die einem vertraut sind.“



Judith Braun (52): „Für mich ist Heimat nicht mit einem Ort verbunden, sondern mit der Verbindung zu bestimmten Menschen.“



Kathrin Tews-Niehu (52): „Heimat ist für mich dort, wo ich leben kann. Leben ist für mich mehr als nur existieren.“



Laurenz Valentin Schikora (22): „Heimat sind für mich Menschen, also Freunde und Familie, mit denen ich gerne bin und gerne bleibe. Ein bisschen ist Heimat auch dort, wo ich aufgewachsen bin.“



Roger Arthur (26): „Mama.“

FOTOS/TEXT VON  
JETTE BEREND UND  
PAULA GOTTSCHALK



Lina Al-Naggar (20): „Heimat ist dort, wo es Mango Ayran gibt.“



Theo Frielinghaus (27): „Heimat ist für mich der Ort, an dem ich mich zuhause fühle.“



Silja Geest (18): „Heimat ist für mich U-Bahn fahren, große Häuser, Schalke und Stauder.“



Josua Book (20): „Heimat ist für mich unser wunderschöner Fluss, der durch Meppen fließt und unser Korn.“



Daryoush Danaii (21): „Heimat bedeutet für mich ein Ort, an dem man mit seinen Freunden, seiner Familie sein kann und sich zuhause und wohlfühlt. Man ist vor Ort und kommt zur Ruhe.“



Carl Niederste Frielinghaus (19): „Heimat ist, wo dein Herz zuhause ist.“



Antonia Schlien (21): „Heimat ist da, wo Menschen sind, die einen maßgeblich geprägt haben, die man liebt und wo man viele prägende Erinnerungen hat.“



Alex Niehaus (22): „Heimat ist Mee(h)r und Korn.“



Arina Jost (21): „Für mich persönlich ist Heimat an Lokalpatriotismus geknüpft. Ich komme aus Schleswig-Holstein und da ist die Heimat das Meer, die Fische, der See.“



John Tews (12): „Meine Heimat ist für mich ein Wohnort, wo man sich wohlfühlen kann. Also der eigene Grund und Boden.“

## INSPIRIERT



Von Paula Gottschalk

## Unsere Erde ist schön

Vier Jahre, 50 Länder, 600 Crew-Mitglieder und acht einstündige Folgen: „Unser Planet“, eine Co-Produktion von Netflix und der Umweltschutzorganisation WWF, zeigt spektakuläre Naturaufnahmen aus ganz neuen Perspektiven. Es ist eine der aufwendigsten je gedrehten Naturdokumentationen – das ist jetzt auch im dazugehörigen Film zu sehen, der die Zuschauer mit hinter die Kulissen des Drehs nimmt.

Die Serie ist nicht nur sehenswert wegen ihrer atemberaubenden Bilder, sondern verfolgt ein Ziel: Bewusstsein schaffen für die Auswirkungen des menschlichen Verhaltens auf die Ökosysteme der Erde. „Bevor sich Menschen um etwas sorgen können, müssen sie es erst einmal lieben lernen“, sagt der berühmte Tierfilmer David Attenborough, Originalsprecher der Serie, in einem SPIEGEL-Interview.

Die ungewöhnlichen und oft wunderschönen Einblicke in die Natur- und Tierwelt führen dem Publikum vor Augen, was die Rücksichtslosigkeit des Menschen bald zerstören könnte. Doch den Filmemachern gelingt es, eine Balance zwischen Mahnen und positivem Filmerelebnis zu schaffen.

Neben Themen wie Erderwärmung, Regenwaldabholzung oder Überfischung wird auch die Widerstandskraft der Natur beleuchtet und dass diese trotz allem in der Lage ist, sich zu regenerieren – vorausgesetzt die Menschheit hilft ihr dabei. „Die Zukunft allen Lebens auf unserem Planeten hängt davon ab, ob wir bereit sind, jetzt zu handeln“, schreibt David Attenborough im Vorwort des Bilderbandes zur Serie.

Die Botschaft des aufwendigen Filmprojekts ist klar: Das Pflanzen- und Tierreich unseres Planeten fasziniert mit einzigartiger Vielfalt und Schönheit – aber eben nur so lange, wie wir Menschen die Rahmenbedingungen für intakte Ökosysteme geben und Umweltschutz zur Priorität machen.

## IMPRESSUM

## Herausgeber

Verlag Landeszeitung für die Lüneburger Heide GmbH, 21335 Lüneburg, Am Sande 18-20

## Geschäftsführer

Wolf Chr. Bergmann, Jens Wiesemann, Christian von Stern

## Leitung Startwochenzeitung

Christopher Piltz, Martin Jäschke

## Chef vom Dienst

Anna Hoffmann

Redaktion Carolin Ellerkamp, Fritz Lüders, Helena Bodem, Isabel Rosen, Janika Dirschauer, Jette Berend, Inga Mewes, Jan Gooß, Paula Gottschalk

## Beratung/Layout

Hans-Herbert Jenckel

## Wir brauchen ein neues Bild

Eine Kunstausstellung im Zentralgebäude stellt unseren Blick auf Afrika infrage

VON CAROLIN ELLERKAMP

Einen Tag, bevor sie die Ausstellung eröffnet, steht Ilsemargret Luttmann im Zentralgebäude der Leuphana und gibt Anweisungen. Die Bilder sollen nicht zu hoch hängen, nicht zu niedrig. Perfekt ausgeleuchtet sollen sie sein. Sie sollen sofort die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sobald man das Gebäude betritt.

Die Bilder sind mit Öl gemalt, und auf ihnen sieht man junge, dunkelhäutige Menschen. Ein Bild zeigt eine junge Frau, die Beine übereinandergeschlagen. Mit einer Sonnenbrille und auffälligen Ohrringen blickt sie einen an, beinahe provozierend. Ein anderes zeigt zwei junge Männer in Soldatenkleidung, in der Hand eine Waffe. Die Bilder strahlen Stärke aus.

Eine Woche lang werden die Gemälde im Foyer des Zentralgebäudes ausgestellt. Luttmann ist Malerin und Lehrbeauftragte der Leuphana, sie behandelt kulturwissenschaftliche und ethnologische Fragen. Durch ihre Aufenthalte in Ghana, der Elfenbein-

küste, Niger, Kamerun, Togo und Mali hat sie viele Erfahrungen gesammelt, die sie in ihren Bildern verarbeitet.

Der Titel der Ausstellung lautet „Looking back“. Was meint Luttmann damit? Zurück in die Vergangenheit? Im Gegenteil. Der Westen habe in der Vergangenheit viel über Afrika geschrieben und sich ein Bild von Afrika gemacht. Jetzt gehe es darum, dass dieser Blick von Afrika auf uns zurückgeworfen wird, sagt Luttmann. Afrikaner\*innen inszenieren sich, um nicht mehr Objekt der Blicke zu sein, sondern selbstbestimmte Subjekte unserer Blicke zu werden.

Dabei soll der Blick erstmal auf das Äußere gerichtet sein, so Luttmann. Es gehe darum zu sagen: „Hier bin ich, guck mich an“. Und damit ein Gefühl von Macht durch die Selbstdarstellung zu erzeugen. Die Menschen hätten keine Scheu davor, sich zu inszenieren. Es soll nicht unbedingt authentisch sein, sondern vor allem bewusst und auffällig. Ein Zeichen von Empowerment.

Luttmanns Inspiration für ihre Bilder waren und sind Fotos von echten Afrikaner\*innen. Diese sind meist in sozialen Netzwerken aktiv, teilen Fotos und Selfies von sich. Menschen, die sich selbst inszenieren oder durch Fotografen inszeniert werden. Und das werde in ihren Hei-



Die Künstlerin Ilsemargret Luttmann in ihrem Atelier. Foto: Privat

matländern überhaupt nicht für komisch gehalten.

Am Anfang hatte Luttmann ihre Bilder für sehr ausdrucksstark gehalten, aber nach einem Aufenthalt in Nigeria empfand sie sie als harmlos. Vielleicht stoßen die verfügbaren malerischen Mittel bei der Interpretation des doch so komplexen Themas da an erste Grenzen.

Luttmann geht es darum, dass die Betrachter der Bilder in ihren Blicken verunsichert und zum Nachdenken angeregt werden. Sie sollen sich selbst fragen: Finde ich die Darstellung gut? Übertrieben? Oder gar albern?

Vor allem möchte Luttmann vermitteln, was Afrika für sie bedeutet. Ihr Ziel sei es, die Enge der Wahrnehmung aufzubrechen und zu versuchen, ein Sandkorn Afrikas hierherzubringen.

Wieso aber sieht sich gerade eine europäische Frau dazu berufen, einen Perspektivwechsel herbeizuführen? Wäre das nicht eher eine Aufgabe für afrikanische Künstler\*innen? Luttmann sagt, sie sei nur „eine von unzähligen Menschen, die sich mit dem Thema beschäftigen“. Sie tue es auf eine bescheidene Art.

► Die Ausstellung „LookingBack“ ist eine Woche lang im Foyer des Zentralgebäudes zu sehen. Eintritt frei.